

## „Das ist wie ein künstlerischer Arbeitsprozess“

Ein Gespräch mit Ulrich Raulff über die Geschichte von Ideen, geführt von Mario Wimmer

*Mario Wimmer:* Herr Raulff, wann hatten Sie zuletzt eine Idee?

*Ulrich Raulff:* Ideen sind bei mir in der Regel lektüreinduziert, d.h. ich brauche einen Anstoß von außerhalb, um einen Schritt oder Halbschritt weiterzukommen. Dieses *Haben* von Ideen, urplötzlich, zwischendurch, spontan, bei Tag oder bei Nacht, ist bei mir die Ausnahme; in der Regel inspirieren mich Lektüren: Dann kann es vorkommen, dass ich innerhalb kurzer Zeit mehrere Ideen habe. Ansonsten würde ich es mit Erwin Panofsky halten, der sagte: Ich habe alle sechs Wochen eine Idee, und zwischendurch arbeite ich.

*M.W.:* Ich möchte zwischen zwei konkreten Modi unterscheiden: dem Modus, eine Idee zu haben und einem nachträglichen Modus, bei dem die Idee längst vor einem da war; mit anderen Worten eine Unterscheidung von mehr oder weniger flüchtigen Einfällen und Konzepten von Dauer. Untersuchen Sie in der *Zeitschrift für Ideengeschichte* vorzugsweise den Modus des *Ideenhabens* oder geht es Ihnen verstärkt um die Analyse von Ideen mit gewisser Dauer?

*U.R.:* Ich würde zunächst sagen, dass mir das eine sehr schöne, auch ästhetisch schöne Beschreibung der zwei vielleicht wichtigsten Seinsweisen von Ideen zu sein scheint: zum einen die Idee empirisch, oder sagen wir ontisch, betrachtet, zum anderen eine ontologische oder transzendente Betrachtungsweise. Empirisch betrachtet ist die Idee ein Gedankensprung, ein Funke, eine Konnexion, ein Synapsen-Sprung, eine überraschende Verbindung von zwei Dingen, die vielleicht vorher schon gewusst oder geahnt waren, die irgendwo im Zentrum des Bewusstseins oder an dessen Rändern schon präsent waren, aber noch nicht verbunden. Die gehabte Idee ist für den Ideenhaber diese überraschende Verbindung, also der Einfall. Das ist eine legitime Weise der Betrachtung von Ideen, die auch für Philosophen akzeptabel ist. Dieter Henrich<sup>1</sup> zum Beispiel untersucht bzw. protokolliert seit Jahren diesen Ablauf eines Einfalls. Er kann mittlerweile sagen, welche Zeitdauer ein Einfall hat, wie er sich ähnlich einem Blitz verzweigt und dann ausläuft und verschwindet. Es ist interessant, diesen Prozess zu beobachten. Er hat sehr viel mit kreativen Vorgängen zu tun und ist von daher ein legitimer Gegenstand der Untersuchung.

Die Idee in der anderen, transzendentalen oder ontologischen Beschreibungsweise ist natürlich wesentlich problematischer, weil man sich damit sofort ein großes Wort, ein ideengeschichtliches Marschgepäck auflädt, das unweigerlich zu Platon zurückführt. Dennoch würde ich sagen, auch diese Sichtweise auf die Idee ist interessant und in keiner Weise erledigt. Die Idee als etwas, das neben den Menschen da ist, teilweise auch vor den Menschen, was größer ist als der einzelne Mensch, das den Einzelnen aber sehr beschäftigen, stimulieren, besetzen kann, was – wie man sieht – gerade auch in der Gegenwart wieder zu einer materiellen Macht werden kann.

Wir sehen in den aktuellen Auseinandersetzungen auf allen möglichen politischen Ebenen, wie Ideen wieder zu Mächten, sehr gefährlichen Mächten werden können, und dass es nicht immer nur materielle Interessen sind oder Lager-, Klassen-, Massenbildungen usw., also eher soziologisch und sozialgeschichtlich beschreibbare Formationen, die Menschen in Gang setzen. Es sind im buchstäblichen Sinn des Wortes immer wieder Ideen, die zur historischen Gewalt werden, so dass es auch in dieser Hinsicht dringend geboten scheint, sich mit der Wirksamkeit und – für uns als Historiker – mit der Übermittlung und Übertragung von Ideen zu beschäftigen.

*M.W.:* Sie sprechen einen Punkt an, über den ich ohnehin mit Ihnen sprechen wollte, nämlich das Problem des Historikers, der genau zwischen diesen beiden Erscheinungsformen der Ideen steht, ich meine zwischen dem flüchtigen Ereignis und der Idee, die immer schon da war. Das Geschäft des Historikers und der Historikerin besteht ja nun darin, diese in einem traditionellen philosophischen Verständnis immer schon da gewesene Idee zu historisieren.

*U.R.:* Ich selbst begreife mich als Historiker. Schon diese Tatsache einer immer schon da gewesenen Größe ist für mich problematisch, weil dadurch philosophische Konstruktionen ins Spiel kommen, die mir als Historiker verdächtig sind. Die Aufgabe des Historikers ist in der Tat zu beschreiben, wie die Ideen apperzipiert worden sind, aufgenommen und abgewandelt worden sind – Reinhart Koselleck würde sagen: funktional zu den Machtlagen gestreck<sup>2</sup> – wie sie in Problemformulierungen und polemische Konstellationen übersetzt, wie sie überliefert worden sind. Genauso interessant ist für mich, welche Veränderungen sie dabei erfahren haben, welche Kontextualisierungen sie erlebt haben und in welche Konnexe sie gebracht worden sind. – Das bestimmt die Tätigkeit des Historikers.

Damit ist zugleich gesagt, dass der Historiker jemand ist, der sich tunlichst nicht darauf festlegen sollte, nur ein Beschreiber von materiellen oder ideellen Prozessen zu sein, sondern dass er gerade dieses Miteinander, diesen Austausch zwischen verschiedensten materiellen und immateriellen Formationen zu untersuchen hat.

*M.W.:* Eine ganz praktische Frage dazu: Wie erkennen Sie, dass Sie es mit einer Idee zu tun haben? – Ich rufe eine typische Situation auf: Sie haben vorhin beschrie-

ben, wie Ideen beim Lesen entstehen. Das ist ja das, was wir hauptsächlich tun. Sie lesen also Bücher, Aufsätze, Briefe usw. In welcher empirischen Form erscheinen die Ideen, für die Sie sich interessieren?

*U.R.:* Zum Teil dadurch, dass sie in handelsüblicher Konfektionierung, also als Begriff, als Konzept, als etwas, das seinerseits in einer bestimmten konfektionierten und durch Konventionen geregelten Sprache, also etwa einer Theoriesprache oder der Sprache einer Philosophie, auftritt. Wenn Sie Hobbes lesen, wenn Sie Locke lesen, wenn Sie Kant, Hegel, Rousseau lesen, ist es relativ leicht, den Gang der Ideen zu verfolgen, weil von Ideen und Begriffen die Rede ist, in denen der Ideentransport passiert. Schwieriger wird es, wenn Sie sich auf die Suche nach Ideen machen, die als solche nicht expliziert sind, also nicht in einer Begriffrede *eo ipso* zu Tage treten.

Wir haben z.B. im letzten Jahr eine Ausstellung anhand der Bestände eines literarischen und philosophischen Archivs über *Ordnung. Eine unendliche Geschichte*<sup>3</sup> gemacht. Wenn Sie das tun, untersuchen Sie also auch die Wirksamkeit einer Idee oder diverser Ordnungsideen, aber Sie können nicht immer davon ausgehen, dass in den Texten, auf die Sie stoßen, oder den Teilen der Archivbestände tatsächlich von Ordnung die Rede ist. Wenn Sie nur das nehmen würden, wo von Ordnung die Rede ist, würden Sie eine vollkommen schmale und eher langweilige Vorstellung von der Idee und der Wirksamkeit von Ordnung bekommen. Sie müssen Ordnung erkennen können, wie und wo Sie ihnen entgegen tritt und zwar in zunächst ganz äußerlichen, eher robusten Resultaten ordnender Tätigkeit. Dann aber auch in den schwerer erkennbaren Spuren des kreativen Prozesses, in dem Ordnungsvorstellungen leitend, generierend, regulativ tätig sind, bis hinein in einen Bereich liminaler Sichtbarkeit, wo Sie das Wirksamsein oder Wirksamwerden von Ordnungsvorstellungen, Ordnungstätigkeiten und Ordnungsprozeduren kaum noch erkennen können, aber wo die für die Dichtung oder den literarisch kreativen Prozess wichtigsten Dinge passieren. Das nur als Beispiel dafür, dass man auch dazu in der Lage sein muss, Ideen mit den Mitteln einer sehr offenen Heuristik aufzuspüren. Man braucht dafür Frageraster mit einer sehr flexiblen Apperzeption, einer sehr feinen Phänomenologie, die auch anspringt oder reagiert, wenn nicht schon die klassischen Zeichen aufgestellt sind, die signalisieren: Achtung, Idee! Achtung, Begriff! Also die klassischen Verkehrsschilder am Rande der gut befahrenen und gut gebahnten ideenhistorischen Schnellstraßen.

*M.W.:* Ich möchte beim Charakter von Ideen bleiben und Sie noch einmal fragen, wie entstehen Ideen, wie erscheinen sie, wie entwickeln sie eine gewisse Dauer und wie verschwinden sie schließlich womöglich wieder? Das scheint mir der übliche Weg zu sein, den Ideen gehen. Haben Sie dazu eine Art Modell, wie Sie sich – nennen wir es – das ‚Leben‘ einer Idee vorstellen?

U.R.: Nein, das könnte ich so nicht sagen. Ich finde, dass es wünschenswert wäre, ein solches Modell oder solche Modelle vom Auftauchen, von der zeitweise hohen Wirksamkeit und vom Zerfalls- und Absorptionsprozess von Ideen zu bilden. Wir sind aber noch nicht so weit.

Mich beschäftigt das selbst sehr. Ich sitze derzeit an einer Studie über das Nachleben Stefan Georges und seines Kreises, und das ist unter anderem auch eine – auf Englisch würde man sagen: *a study in the corruption of ideas* –, also eher eine Geschichte des Verschwindens als eine Geschichte der gelingenden Überlieferung.

Ideenhistoriker mit traditioneller Arbeitsweise beschreiben gern Überlieferungsgeschichten als Erfolgsgeschichten. Sie verfolgen die Geschichten von Ideen über lange Zeiträume und machen sich dabei nicht klar, wie sie dabei im Grunde immer die gelingenden Überlieferungsprozesse beschreiben und nicht die misslingenden. Dabei sind die misslingenden gerade die interessantesten! Das meine ich nicht im Sinn von ausnahmsweiser Degeneration. Vielmehr gehört es zum ‚Leben‘ der Ideen, um einmal ganz traditionell zu sprechen, dass sie nach einem Moment hoher Wirksamkeit in Absorptions- oder Resorptionsprozesse eingehen, in Prozesse der Korruption, der Entwendung, der Übertragung und des allmählichen Verschwindens. Dieser Moment kann einen Tag dauern, ein Jahr, ein Jahrhundert; darüber ist zunächst nicht zu befinden. Das heißt nicht, dass sie nicht später in veränderter Form und in anderen Verknüpfungen wieder wichtig und wirksam werden können.

Mich interessiert zum Beispiel, wie die Bildungsmodelle des George-Kreises, Ideen von richtiger Formierung guter und schöner Menschen und die damit verbundenen Erziehungsideen in die Bildungsdiskurse der frühen Bundesrepublik einwandern. Diese sehr elitären, platonisch-erotischen Vorstellungen werden im Zuge des Kreis- und Ideenzerfalls auf ganz merkwürdige Weise an anderer Stelle erneut wirksam. In den Bildungsdiskursen der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre spielen diese Ideen hintergründig eine enorme Rolle, obwohl nichts dafür spricht, dass zwischen ihnen und den elitären Bildungsideen des George-Kreises, die in den zwanziger Jahren virulent waren, eine Verbindung bestand. So kommt es zu der kuriosen Situation, dass Sie die Ideen des George-Kreises im vielleicht wichtigsten internen Steuerungsdiskurs der Bundesrepublik wieder finden können, dessen Wirksamkeit bis heute nicht verschwunden ist. Angela Merkel hat kürzlich anlässlich des 60. Jahrestages der sozialen Marktwirtschaft gesagt, was damals die Revolution der sozialen Marktwirtschaft gewesen sei, das müsse jetzt die Revolution der Bildungspolitik sein. Dieser Steuerungsdiskurs hat nicht aufgehört, diese Republik zu intrigieren und inspirieren, im Guten wie im Schlechten; auch wenn das Bildungswesen mittlerweile durch die Macht dieses Diskurses völlig zerrüttet ist. Das Eigentümliche daran ist, wie gerade im Zuge der *Ideentransformation*, Sie können auch sagen der *Ideendegeneration*, aus einer elitären Ideenformation der

zwanziger Jahre unter Hinzufügung anderer diskursiver und ideenpolitischer Elemente etwas ganz anderes geworden ist, das eine sehr hohe gesellschaftsbildende und gesellschaftsverändernde Kraft gehabt hat, nämlich der Bildungsreformdiskurs der Bundesrepublik.

M.W.: Ich bin versucht, eine weitere Frage zur Existenzweise von Ideen zu stellen. Im Editorial des ersten Heftes der *Zeitschrift für Ideengeschichte* haben Sie<sup>4</sup> deren Relevanz und Bedeutung für die Gegenwart damit begründet, dass sie in der Lage sei, aktuelle Ideen zu historisieren. Das würde mit einschließen, dass eine Idee für einen gewissen Zeitraum tatsächlich verschwinden kann, um zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufzutauchen. Handelt es sich dabei in der Tat um dieselbe Idee, oder müsste man als Historiker so streng empirisch und historisierend bleiben, nicht nur Zeitpunkt A von Zeitpunkt B, sondern Idee A von Idee B zu unterscheiden? Ich gebe ein Beispiel: Die mit der Ideengeschichte, wie Sie sie verstehen, eng verwandte Begriffsgeschichte oder Historische Semantik nach dem Verständnis von Reinhart Koselleck, beruht darauf, dass es so etwas wie *Grundbegriffe* geschichtlicher Entwicklung gibt.<sup>5</sup> Die Frage wäre dann, so wie Sie es für die Bildungsidee beschrieben haben, gibt es analog Grundideen, ich meine anthropologisch relativ feststehende Kategorien oder Formationen, die zwar tatsächlich zwischendurch verschwinden mögen, allerdings nur um zu einem späteren Zeitpunkt wieder die Aufmerksamkeit des Historikers der Ideen zu erlangen?

U.R.: Ja und nein. Ich glaube, dass der Historiker gut daran tut, wenn er solche Fragen nach Konstanten und Identitäten entweder ganz suspendiert oder jedenfalls distanziert behandelt. Solche Modelle überlässt er besser den philosophischen Anthropologen und Philosophen. Man kann Häufigkeiten und Ähnlichkeiten beschreiben, man kann die Wiederkehr bestimmter Erscheinungs- und Wahrnehmungsmuster beschreiben und behaupten, dass dahinter dieselben Ideen stecken. Dafür hat der Historiker in der Regel nicht das richtige Beschreibungsbesteck und sollte sich tunlichst davon fernhalten.

Andererseits gibt es Grundideen, die für die Historie enorm wichtig sind, gerade in ihrem Wandel, in ihrer jeweiligen Semantisierung und Resemantisierung. Nehmen Sie Begriffe wie Gerechtigkeit, Freiheit, das sind in der Tat Grundbegriffe, auf die Sie stoßen, wenn Sie etwa Langzeituntersuchungen über Jahrhunderte oder Jahrtausende anstellen. Immer wieder stoßen Sie dabei auf einige wenige komplexe und wichtige Ideen, die das Handeln der Menschen lenken, wobei diese sich durchaus unterschiedliche Dinge denken, wenn sie etwa über Freiheit sprechen. Ähnlich ist es mit der Gerechtigkeit oder mit anderen Begriffen wie Brüderlichkeit, Caritas, Mitleid und deren kleineren Geschwistern. Das alles sind Begriffe, die eine Richtigkeit menschlichen Lebens und der Situation der Menschen in der Welt, aber auch zu den Dingen der Welt beschreiben sollen. Natürlich ändern sich diese

Beschreibungen, natürlich ändern sich die Vorstellungen der Menschen von dem, was richtig ist, wie auch die Vorstellungen von den Dingen der Welt. Das können Sie aktuell beobachten, wenn die CDU in Deutschland sagt, Atomstrom sei Ökostrom. Da werden zwei Dinge, die vor kurzem noch in polarem Gegensatz zueinander standen – die technische Idee der Nutzung nuklearer Energie zu zivilen Zwecken und die Idee eines nachhaltigen, die Welt und das Leben schonenden Umgangs mit den Ressourcen – plötzlich zusammengebunden. In der Hoffnung darauf, dass auch die Anwälte der Weltverschönerung sich nicht mehr daran erinnern, dass ihre Bewegung vor drei Jahrzehnten aus der Bewegung gegen die Atomenergie entstanden ist, werden zwei Ideen, die vormals unvereinbar waren, durch ein Gleichheitszeichen verbunden. Das ist ein Gewaltakt der Interpretation und bewirkt eine Resemantisierung dieser Konzepte. Für Historiker sind diese Dinge interessant, weil sie Ihre Frage nach der Identität von Ideen ad absurdum führen bzw. in eine interessante dilemmatische Situation führen.

M.W.: Ich möchte auf Ihr Beispiel Stefan George zurückkommen, weil es mir erlaubt, eine Frage zu stellen, die für das Verhältnis der Ideengeschichte zur historischen Semantik interessant ist. In Ihrem Beispiel haben Sie die zwanziger Jahre und die Zeit nach 1945 zusammengeführt und – unausgesprochen – auch die Zeit des Nationalsozialismus thematisiert. Meine Frage richtet sich nun auf diese Auslassung, auf die Zeit des Nationalsozialismus, sowie dessen Vor- und Nachgeschichte. Reinhart Koselleck hat in seinem letzten, mir bekannten Text davon gesprochen, dass die Zeit des Nationalsozialismus für den deutschen Sprachhaushalt keine der Sattelzeit um 1800 vergleichbare Transformation bedeutete.<sup>6</sup> Es hätte semantische Umbesetzungen gegeben, genauso wie eine Ideologisierung von Sprache, aber – so Koselleck – dies alles seien Effekte, die unbedingt mit den Sprechern verbunden geblieben wären. Mich erinnerte diese Bemerkung an die Debatte um Kosellecks Lehrer und Kollegen und deren vielfältige Involvierungen in die Politiken des Nationalsozialismus. Ich nenne als Beispiel Otto Brunner und weise auf die Analyse von Gadi Algazi<sup>7</sup> hin, in der er zeigen konnte, dass Brunner in seinem klassischen Buch *Land und Herrschaft*<sup>8</sup> einzelne Begriffe, die klar nationalsozialistisch konnotiert waren und sind, durch andere Worte ersetzte. Die Verteidigungsstrategie Brunners und seiner Schüler lautete, dass diese Affizierung durch die Sprache der Nazis für die sozialhistorischen Analysen nicht weiter von Belang gewesen sei und es daher in der Tat einfach möglich sei, in der ersten Auflage verwendete, deutlich nationalsozialistisch konnotierte Begriffe nach 1945 einfach durch andere, vermeintlich unverdächtige wie ‚Gesellschaft‘ oder ‚Struktur‘ zu ersetzen. Halten Sie das für eine zulässige Argumentation oder würden Sie als Ideenhistoriker auf dieses Problem, das nicht zuletzt ein Problem von Grundbegriffen oder Grundideen ist, anders, vielleicht näher hinschauen?

U.R.: Ich sehe das Problem, das Koselleck immer damit hatte, dass seine wichtigsten Lehrer, also Werner Conze, Otto Brunner, auch Arnold Gehlen und Carl Schmitt, Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre zentrale Umbesetzungen von Begriffen vorgenommen haben und dass sie diese Umbesetzungen später ungeschehen machen mussten. Das haben sie auch getan. Es handelte sich dabei allerdings nicht um einzelne Umbesetzungen, sondern es hat sich um 1940 herum tatsächlich eine große semantische Verschiebung ereignet. Die Operatoren dieser Verschiebung sind es, die nach dem Krieg daran gehen, die Verschiebungen in irgendeiner Weise zu reparieren oder unsichtbar zu machen. Es ist dieselbe konservative Intelligenz, die nach dem Krieg riesige Wörterbuchprojekte in Deutschland anschiebt und durchzieht; und dies gemeinsam mit ihren Schülern. Es mag sein, dass der Stoß um 1940, dieser Erdstoß, um es zu metaphorisieren, relativ gering gewesen ist, aber die seismischen Folgen dieser Erschütterung gehen durch Jahrzehnte, bis in die neunziger Jahre und bis fast in die Gegenwart, in der die großen Wörterbuchunternehmen, die ein typisch deutsches Phänomen gewesen sind, abgeschlossen werden. Inzwischen gibt es diverse historische Wörterbücher in anderen Sprachkulturen, aber zunächst einmal ist dies ein typisch deutsches Phänomen gewesen. Es handelte sich um eine Art großes Purgatorium, in das man die Sprache und die Begriffe in den fünfziger Jahren geschickt hat.

## Eintauchen ins Material

Was Sie mit der zweiten Hälfte Ihrer Frage angetippt haben, ist mir ganz wichtig. Ich glaube, dass die interessantesten und überraschendsten Ideengeschichten heute durch Eintauchen ins Material zustande kommen. Je tiefer Sie ins Material eintauchen, sich auch den Überraschungen durchs Material aussetzen, umso überraschender für Sie selber werden die Geschichten sein, die Sie erzählen können, sofern Sie sich nicht durch methodische Konsistenz von vornherein überfordern. Ich halte es immer mit den Franzosen, die sagen: *faire feu de tout bois*, Feuer aus jedem Holz machen. Holz heißt in diesem Fall Information, Quelle, wenn Sie so wollen. Aber manchmal sind es gar keine vollständigen Quellen, manchmal sind es nur Mosaiksteine oder bloß bunter Staub, was Sie in die Hände bekommen. Die Frage lautet dann: Was können Sie jetzt erzählen? Welche Geschichte können Sie erzählen? So gelangt man, glaube ich, zu sehr interessanten, zum Teil kruden, zum Teil sehr überraschenden Ideengeschichten und Ideenkorruptionsgeschichten. Diese Vorgehensweise funktioniert natürlich nur, wenn man auch tatsächlich bereit ist, die Geschichte zu erzählen, die man erzählen kann und nicht die Geschichte, die man aufgrund methodologischer Präformation meint erzählen zu müssen. Ich glaube, dass sich viele Ideenhistoriker

durch zu starke methodologische Prämissen in eine Überforderungssituation begeben, die in der Folge verhindert, dass das Material seine ganze Dynamik entwickeln kann.

Ich bin gern bereit, mich Eklektiker schimpfen zu lassen, wenn ich, dem Material folgend, die Geschichte erzähle, die ich aufgrund dessen, was ich wahrgenommen habe, erzählen kann. Die Geschichte kann sehr schnell von einem biographischen Narrativ, einem kleinen biographischen Kern oder *Biographem*, wie Barthes das nannte, überspringen zur Beschreibung eines historischen Ereignisses, einer Prozessfolge, einer Ideenskizze oder einer Begriffsgeschichte. Auch im Gewebe der Narration ist man nicht verpflichtet, nur auf dem einen, einzigen Weg der biographischen oder intellektualbiographischen Tugend, der historischen Semantik oder der Ideengeschichte zu wandeln. Man kann sich sehr flott in die Büsche schlagen und quer über die Wege laufen; immer auf der Spur – ich versuche den Ausdruck Idee zu vermeiden – der Signifikanz, die unerwartet aufleuchtet und einen plötzlich etwas sehen lässt. Gerade beim Schreiben, dessen epistemischen Wert man nicht unterschätzen darf, gerade beim Schreiben läuft man nicht der großen Idee hinterher, sondern den vielen kleinen Einfällen. Diese Leuchtspuren muss man verfolgen und sich das Laufen nicht durch zu schwere methodologische Rüstungsstücke unmöglich machen.

Im Programm der Zeitschrift haben wir deutlich gesagt: Wir scheuen nicht die Diskussion über Methoden, aber es ist nicht unser zentrales Anliegen. Das ist eine alte deutsche Krankheit, immer erst einen Methodendiskurs zu machen und am Schluss kommt dann ein kleines Dreckhäuflein empirischen Materials. Ich finde, man muss das umgekehrt machen.

M.W.: Ich bin einverstanden damit, die Methodendiskussionen auch getrennt von so genannten ‚inhaltlichen‘ Debatten zu führen. Es scheint mir jedoch schwierig bis unmöglich, jedenfalls aber problematisch, so zu tun, als könne man einfach dem Material folgen. Selbstverständlich erzählt man eine Geschichte – das ist das Geschäft des Historikers – nicht ohne den Blick oder die Referenz und Rekurrenz auf das Material; aber es kann nicht allein das Material sein, das die Geschichte vorantreibt. Würden Sie tatsächlich sagen, dass Ihr Bezug zum Archiv, zur Bibliothek, den Orten, an denen das Material je und je liegen mag, so stark ist und Ihr Vertrauen in die Überlieferung so groß, dass Sie einfach dem Material folgen? Das würde einen Themenkomplex ausblenden, der mir wichtig scheint, nämlich das, was Arnold Esch einmal „Überlieferungschance“ bzw. „Überlieferungszufall“<sup>69</sup> genannt hat, genauso wie das, was man Archivpolitik nennen könnte. Im schlimmsten Fall droht die Verwechslung von zufälliger Überlieferung und der Kontingenz der Geschichte. – Sie verstehen nach diesen Sätzen vielleicht meine Nachfrage: Braucht es nicht eine Instanz, die den Abstand zum Material reguliert?



*U.R.:* Natürlich kommt man nicht ohne die bewussten Distanzgesten aus. Es gehört ja zur Beschreibung von Ideengeschichte, das Material immer wieder abzuwägen, es auf Distanz zu bringen, zu sortieren, zu bewerten. Man arbeitet kritisch; aber man lässt sich auch vom Material zu Erzählungen verführen, die etwas ausprobieren und dazu Risiken eingehen. In diesem Sinn ist der Erzähler ein verführter Verführer. Will oder kann er das nicht mehr sein, dann wird er leicht zu einem Bürokraten des Materials. Wenn man leidenschaftlich erzählt, wenn man die *farbgebenden Elemente*, wie Kantorowicz das nennt, nicht verschmäht, bleibt man nicht immer kritisch und distanziert und insofern vielleicht nicht immer der beste Aufklärer. Man ist nicht in jedem Augenblick über die eigenen Faszinationen aufgeklärt; aber man hat die Freiheit – und wird sie nutzen –, immer wieder in die andere, die kritische Rolle zu gehen. Dann wird man wieder im Hintergrund die Väter der Methode hören, ihr Gemurmel und ihre kritischen Stimmen. Als Historiker verführt man sicher genauso sehr wie man aufklärt.



*Bild vom Autor, das Ohr an  
einem Archivschrank*

Ich glaube nicht, dass einem das Material immer den guten Weg weist. Ich würde nicht sagen, das Archiv ist für sich allein schon der Berg, an den man nur das Ohr legen muss und dann spricht er schon die richtigen Dinge. – Archiv ist ein Synonym für Abgrund. Je tiefer man ins Archiv hineinschaut, umso tiefer schaut der Abgrund zurück. Die meisten, die ins Archiv gehen, hoffen, sie kämen mit unumstößlichen Beweisen und abschließenden Gewissheiten zurück. Tatsächlich kommt man mit neuen Problemen, mit neuen Fragen zurück. Man geht ins Archiv, weil man sich dort im Verlauf seiner Recherchen drei, vier Fragen beantwortet, aber wenn man dann mit dem gefundenen Material seine Geschichte geschrieben hat, schaut einen die ganz rätselhaft an und sagt: „Moment mal, hier sind drei, vier neue Fragen!“ Diese oftmals gegen die Intention des Autors sich realisierenden Transzendierungen gehören zum Forschungsprozess. Das ist eine alte Weber'sche Figur. Man baut, damit andere über einen hinwegsteigen. Man würde selber gern über sich selbst hinwegsteigen, aber das ist logisch und epistemisch nicht möglich, deshalb kommt man nur einen Schritt weiter. Im besten Fall kommt man dahin, ein Stück zu liefern, das wiederum für andere nahrhaft sein und in den Zerkleinerungs- und Verdauungsprozess der Wissenschaft Eingang finden kann. Ich formuliere hier keine großen ethischen Ansprüche. Ich sage nur, wenn es gut geht, kommt das dabei heraus. Deshalb liefert man ja auch Belege mit. Als Historiker sollte man sich davor hüten, Begriffskünstler oder Ästhetizist zu werden. Als Historiker wissen wir, wie sehr uns Bücher nerven, die die Fußnoten verweigern und den Quellenbestand nicht ausweisen. Das finde ich immer höchst ärgerlich. Selbst die gewagteste und von ästhetischen Ideen informierte historische Narration ist als solche nur gut, wenn sie ihre Referenzen mitliefert.

## Erkenntnis mit einem analytisch brauchbaren Kasten

*M.W.:* Gewiss gibt es Kolleginnen und Kollegen, für die der entscheidende Teil der historiographischen Arbeit zwischen dem Gang ins Archiv und der Erzählung einer Geschichte liegt. Das, wenn ich Sie richtig verstehe, würden Sie so nicht teilen. Es liegt nahe, doch noch einmal die Frage danach zu stellen, *wie* man es macht. Ich möchte dieses Wie nicht als Frage nach einer bestimmten Methode ansprechen. Wir können uns darauf einigen, keine Methodendiskussion zu führen. Doch bleibt das Problem der konkreten, der praktischen Arbeit, die zwischen dem Lesen, dem Einfall und dem Aufschreiben der Geschichte liegt. Was geschieht dazwischen?

*U.R.:* Um flexibel auf spontane Ideenverbindungen und neues Material reagieren zu können, brauchen Sie von Anfang an ein differenziertes Raster. Wenn Sie ein Problemfeld aufmachen und eine Forschungsfrage entwickeln wollen, brauchen Sie

zu heuristischen und hermeneutischen Zwecken ein Raster, das gleichzeitig epistemischen und ästhetischen Ansprüchen genügt. Dieses Raster kann durch Klassifikationen und andere Ordnungsbildungen, aber auch mit Hilfe von Überschriften, Rubrizierungen, durch Zuordnung von Zitaten, Motti usw. entstehen. Sie brauchen stets einen analytisch brauchbaren Kasten, der aber zugleich auch ästhetischen Bedürfnissen gehorcht. Sonst macht es ja keinen Spaß, den Kasten oder das Raster zu entwickeln, zu differenzieren, auszubauen oder umzubauen. Sie müssen, wenn Sie zu neuen Ideen gelangen, in der Lage sein, Ihr Raster zu adaptieren. Es bietet Ihnen eine Lesehilfe, mit der Sie ins Archiv gehen und zuordnen können. Mitunter stellen Sie fest, dass eine Zuordnung nicht funktioniert oder etwas außerhalb des Rasters liegt. Dann wird es interessant. Können Sie das anbauen? Müssen Sie das Raster umbauen oder müssen Sie es verwerfen? Deshalb braucht man so etwas; nicht zuletzt, um feststellen zu können, ob es irgendwann zu eng und zu beschränkt wird. Häufig tauchen im Verlauf der Arbeiten Fragen und Materialkomplexe auf, die Sie nicht integrieren können.

Das Raster hilft nicht nur beim Forschen, sondern im Idealfall auch später beim Schreiben. Es begleitet Ihre Arbeit von der ersten Fragestellung, der Anleitung, der Suche bis zur Darstellung; deshalb hat es sowohl epistemische als auch ästhetische Funktionen. Diese Doppelfunktion gilt von Anfang bis Schluss, denn auch gegen Ende eines Projekts spielen sich immer noch epistemische Operationen ab – auch wenn in Hinblick auf die Darstellung die ästhetischen zunehmend wichtiger werden. Das Raster ist ein prozessuales und arbeitsökonomisches Instrument, von enormer Wichtigkeit für jeden Historiker, um mit sich selbst diskutieren zu können, wo er oder sie angesichts des bekannten und des noch zu bearbeitenden Materials steht. Insofern hilft es auch, die eigene Situation zu objektivieren.

*M.W.:* Wie organisieren Sie Ihr „Raster“, Ihre Aufzeichnungen, Ihre Notizen, insgesamt das Material, mit dem Sie arbeiten? Ich frage nicht nach, weil diese Frage in den vergangenen Jahren schick geworden ist, sondern weil wir dadurch noch einmal eine andere Perspektive auf das konkrete Wie des historiographischen Arbeitens bekommen können.

*U.R.:* Ich bin ein eher chaotischer Arbeiter. Mit Zettelkästen habe ich nie gearbeitet, ich verwandle eher einen ganzen Raum in eine Art Merz-Raum.<sup>10</sup> Die Problemstruktur bildet sich dann im Raum in Form von Büchern, Papieren, vorläufigen Zuordnungen ab; häufig muss man ja ein Materialkonvolut auflösen und anderswo wieder einfügen oder man rückt es ganz raus, beschließt, das ist ein Essay für sich, aber nicht in die aktuelle Konstruktion einzubringen.

## Materialreste

Das einzige klassische Ordnungsmittel ist für mich immer so eine Art Zettelcomputer, mit dem ich zu bestimmten Stichworten Zettel zuordne, um sie dann, wenn ich schreibe, entweder zu verarbeiten oder wegzuschmeißen. Am Schluss geht es mir wie allen, dass ich viele Kästen voll Material übrig habe, das zum Teil gebraucht und verbraucht wurde, zum Teil auch nicht, das ich aber am besten wegschmeiße, weil es zu stark auf den jeweiligen Prozess oder das jeweilige Produkt bezogen war. Das ist wie ein künstlerischer Arbeitsprozess: Sie schreiben ein Buch, Sie malen ein Bild, Sie komponieren ein Werk. In jedem Fall bleiben Materialsplitter übrig, die Sie am Schluss nicht mehr integrieren können. Je mehr Sie abspalten, umso konzentrierter wird das Werk. Also muss man froh sein, wenn möglichst viel Material übrig bleibt, das nicht integriert wurde. Das Material sollte man wegschmeißen, sonst lebt man nachher zu lange im Schatten dieses einen Werks. Ich weiß, wovon ich rede. Es fällt mir schwer, aus einem größeren kreativen Prozess in einen anderen zu finden. Ich habe Mühe, mich von einem Projekt wieder abzulösen.

## Hysterisierung des Diskurses vom Archiv

*M.W.:* Lassen Sie uns zum Abschluss über das Verhältnis von Ideengeschichte und Archiv sprechen. Zum einen liegt das nahe, weil die *Zeitschrift für Ideengeschichte* als eine Art Hauszeitschrift der drei wichtigen deutschen Literaturarchive erscheint; zum anderen interessiert mich, ob sich Ihr Verständnis dieses Verhältnisses durch den Wechsel ins Archiv verändert hat. Ehe Sie Direktor des Deutschen Literaturarchivs wurden, hatten Sie in der *Süddeutschen Zeitung* eine größere Besprechung<sup>11</sup> einiger Neuerscheinungen zur Kultur- und Wissenschaftsgeschichte der Archive geschrieben. Hat sich Ihre Wahrnehmung der Konjunktur von Arbeiten zur Archivgeschichte, eine Konjunktur, die, für mich überraschend, nach wie vor anhält und ihren Höhepunkt womöglich noch gar nicht erreicht hat, dadurch verändert?

*U.R.:* Ich sehe das auch so, dass diese Konjunktur nicht am Ende ist, sondern noch weiter zunehmen wird. Auch aufgrund der neben den Archiven laufenden Qualifikationsindustrien, Universitäten und anderer Forschungseinrichtungen, die aufgrund ihrer Qualifikationsprozesse es notwendig machen, dass ständig neue Materialressourcen zugeführt werden. Insofern bekommen die Archive eine immer wichtigere Funktion, weil sie die einzige Gewähr dafür bieten, dass sich diese Qualifikationsapparaturen nicht in endlosen Interpretationsschleifen leer laufen. Andernfalls würden die Arbeiten zunehmend redundant und tonlos werden. Sie

können das als akustisches Phänomen beschreiben, ein Phänomen zunehmender Redundanz. Irgendwann haben Sie keine klaren Töne mehr drin.

Daneben gibt es aber vielleicht noch andere Gründe für die Konjunkturen des Archivs. Horst Bredekamp würde sagen, je virtueller die Welten sind, in denen wir uns deutend und forschend bewegen, umso größer das Verlangen nach der Materialität, die das Archiv und das Original liefern, die das unbearbeitete, ungedeutete, erratische Objekt bietet. Vielleicht gibt es noch eine Reihe weiterer Gründe, wie etwa theoretische Moden. Vieles am Archivdiskurs ist ein Modephänomen: Vor zwanzig Jahren war es das Thema des Gedächtnisses und der Erinnerung, jetzt sind es die Archive und weiß Gott, was es in weiteren zwanzig Jahren sein wird. Es handelt sich dabei um eine Art Hysterisierung des Diskurses.

Verblüffend bei der Wiederentdeckung und Wiedergewinnung des Archivs ist, dass sie von einem Diskurs begleitet wurden, der seit den siebziger Jahren läuft. Seit über dreißig Jahren begleitet dieser Archivdiskurs andere, sehr viel kurzlebiger Diskurse. Der Diskurs über das Archiv wird derzeit vielleicht noch interessanter. Ich bin froh, dies aus dem Archiv heraus beobachten und mit Archivstudien begleiten zu können. Bei meinen Studien nehme ich mir immer größere Freiheiten, eben weil ich mit dem Rücken zum Material stehe. Wenn man klar macht, von welchem Material her man spricht und die entsprechenden Nachweise liefert, sodass überprüfbar ist, was man tut, dann darf man sehr frei in seinen Operationen sein und verrückten Einfällen nachgeben. Es kann ja jeder nachprüfen, welche Elemente in welcher Weise miteinander verbunden wurden. Ich würde sagen, ich versuche riskante Narrationen, aber ich entwerfe keine Fiktionen aus dem Archiv. Ich entwerfe keine Fiktionen, sondern bloß etwas gewagtere, etwas stärker ästhetisch informierte und etwas weiter vom Tugendpfad der Konvention abweichende Narrationen. That's all.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Dieter Henrich, *Die Philosophie im Prozess der Kultur*, Frankfurt am Main 2006.
- 2 Reinhart Koselleck, *Zur historischen Semantik asymmetrischer Grundbegriffe*, in: ders., *Vergangene Zukunft*, Frankfurt am Main 1979, 258.
- 3 *Deutsches Literaturarchiv Marbach*, Hg., *Ordnung. Eine unendliche Geschichte*. Marbacher Katalog 61, Marbach 2007.
- 4 Gemeint ist nicht nur Ulrich Raulff, sondern auch die beiden anderen Herausgeber, namentlich Helwig Schmidt-Glintzer, Direktor der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, und Hellmut Th. Seemann, Direktor der Klassik Stiftung Weimar. Die drei Herausgeber haben im ersten Heft der Zeitschrift für Ideengeschichte 1 (2007) 1 in ihrem Editorial ein Programm formuliert.
- 5 Vgl. dazu Reinhart Koselleck, *Einleitung*, in: Otto Brunner u. a., Hg., *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd.1, Stuttgart 1972, XIII–XXVII.

- 6 Ich beziehe mich hier auf das Typoskript eines mehrfach veröffentlichten Textes von Reinhart Koselleck, *Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte*, Bielefeld 2004; dort heißt es: „Sprechweise und Semantik der deutschen Sprache überlebte eine ganze Weile den politischen und militärischen und sozialen Zusammenbruch. Beide sind dem NS-System langsam nachgestorben. Aber trotz der ausgeworfenen Kampfpapieren der NS-Propaganda hat sich die deutsche Sprache insgesamt in den zwölf Jahren 1933 bis 1945 strukturell kaum geändert. Für die Wortverwendung und ihre Bedeutungsnuancen sind nicht die Worte verantwortlich, sondern allein die Sprecher.“ Eine deutsche Fassung des Textes erschien postum in *Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte*, 57 (2006) 1, 1–16.
- 7 Gadi Algazi, Otto Brunner – ‚Konkrete Ordnung‘ und Sprache der Zeit, in: Peter Schöttler, Hg., *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft, 1918–1945*, Frankfurt am Main 1997, 166–203.
- 8 Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter, Wien 1939; die überarbeitete 4. Auflage erschien 1959 und ist seitdem unverändert wieder abgedruckt worden.
- 9 Arnold Esch, Überlieferungschance und Überlieferungszufall als methodisches Problem des Historikers, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), 529–570.
- 10 Ulrich Raulff spielt hier auf eine vom Dadaisten Kurt Schwitters Merzkunst benannte Form der Collagetechnik und Rauminstallation an. Schwitters’ Verhältnis zu anderen Dadaisten war insofern schwierig, als sein Verständnis von Kunst weniger politisch als spielerisch ausgerichtet war.
- 11 Ulrich Raulff, Ein so leidenschaftliches Wissen, in: *Süddeutsche Zeitung*, 16. Mai 2002.